

Warum die Flugzeuge nicht landen

Einige Bemerkungen zu »Top Ten Soziologie«,
Wissenschaft und Pseudowissenschaft

Nicole Holzhauser

Im Sommer 1974 hat der Nobelpreisträger für Physik Richard P. Feynman in seiner Rede am California Institute of Technology (Caltech) über die Grundlagen der wissenschaftlichen Arbeitsweise gesprochen und den Begriff der *Cargo Cult Science* eingeführt, der – trotz der relativ informellen Behandlung des Themas – noch immer aktuell und auch für die Soziologie relevant ist. Mit seinen »remarks on science, pseudoscience, and learning how to not fool yourself« steht Feynman unter anderem in der wissenschaftstheoretischen Tradition von Robert K. Merton (1938; 1942; 1973). Die Bedeutsamkeit der in dieser Rede frei formulierten Gedanken auch für die Soziologie möchte ich hier am Beispiel des Beitrags von Jürgen Gerhards veranschaulichen. Gerhards berichtet in seinem Artikel »Top Ten Soziologie« von einer Umfrage unter Kolleginnen und Kollegen: »Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben?« (Gerhards 2014a: 313) und von dem Ziel, die genannten Texte anschließend Studierenden in seinem Seminar als eine Art Kanon empfehlen zu können.

Weshalb nun scheint es sinnvoll, gerade diesen Artikel exemplarisch anhand der Feynmanschen Wissenschaftskriterien kritisch zu würdigen? Zwei-felsohne hat Gerhards das Ziel verfolgt, einen »pragmatische[n] und professionspolitische[n]« Beitrag zur fachlichen Diskussion über die allgemeine Lehre und zur Klärung der lehrpolitischen Frage eines literarischen Lehrkanons der Soziologie zu leisten (ebd.: 321). Insofern – und in dieser Lesart

positiv zu würdigen – kann der Text als einer gelesen werden, der einen lehrorientierten wissenschaftlichen Austausch zwischen Fachkollegen und -kolleginnen zum Ausgangspunkt allgemeinerer Betrachtungen nimmt. Die Form des Beitrags lässt aber auch eine andere Lesart zu: als empirisch-wissenschaftliche Untersuchung. Diese zweite Lesart findet sich in dem thematisch anschließenden Aufsatz von Alexander Lenger, Tobias Rieder und Christian Schneickert zu »Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden« (2014).¹

Nun ist davon auszugehen, dass sich Gerhards der Probleme einer solchen Lesart bewusst ist, denn er schränkt in seinem Ausblick ein, dass er mit seinen »Ausführungen [...] keinen besonderen analytischen Anspruch« erhebe (2014a: 320). Andererseits werden aus der selbst als »etwas dünn« beschriebenen »Datengrundlage« dennoch, wenn auch nur vorsichtig verallgemeinernd, Schlussfolgerungen gezogen (ebd.). Aus der als »Expertenbefragung« (ebd.: 314) charakterisierten Datenerhebung werden beispielsweise »Hinweise darauf [entnommen], dass es mit einer Paradigmatisierung der Soziologie und einer Akkumulation von Erkenntnissen nicht gut bestellt ist« (ebd.: 320).

Diese Janusköpfigkeit des Beitrags mag nun den einen oder die andere – und wohl am ehesten Studierende unseres Faches – in die Irre führen, könnten sie doch annehmen, dass es sich hier um ein Beispiel einer – wenn auch kleinen – empirischen Analyse mit verallgemeinerbaren Ergebnissen handelt, auch wenn sie gar nicht so gemeint gewesen sein mag. Daher bietet sich die Studie von Gerhards an, um exemplarisch vor der Folie der Feynman'schen Ausführungen diskutiert zu werden.

Cargo Cult Science

Feynman fragt in seiner Rede: Was ist Wissenschaft, und wie kann ich mich davor hüten, Pseudowissenschaft zu betreiben? Pseudowissenschaft imitiere Wissenschaft der Form nach, weshalb er sie in Anlehnung an die Praktiken einiger Südseeinselbewohner als *Cargo Cult Science* bezeichnet (Feynman 1974: 10). »During the war they saw airplanes land with lots of good materials, and they want the same thing to happen now« (ebd.: 11). Aus diesem Grund bauten die Bewohner Landebahnen nach, versahen diese mit kleinen Feuer-

1 Eine ausführliche Diskussion dieses Beitrags ist hier nicht möglich.

stellen, bastelten Fluglotsenhüte mit hölzernen Kopfhörern und Bambusantennen – und dann warteten sie auf Flugzeuge. »But it doesn't work. No airplanes land« (ebd.). Pseudowissenschaftliche Aktivitäten unterscheiden sich von wissenschaftlichen. Es sei, so Feynman, jedoch nicht immer leicht, den Unterschied zu erkennen, »because they follow all the apparent precepts and forms of scientific investigation, but they're missing something essential« (ebd.).

Was ist nun dieses Besondere des wissenschaftlichen Vorgehens? »It's [...] a principle of scientific thought that corresponds to a kind of utter honesty – [...] I'm talking about a specific, extra type of integrity that is [...] bending over backwards to show how you're maybe wrong« (Feynman 1974: 11f.). Es gehört zur wissenschaftlichen Praxis, die eigenen Befunde und Interpretationen anzuzweifeln, eigene Vorgehensweisen sowie alle damit verbundenen Einschränkungen und Probleme zu benennen und alle Informationen zu geben, die andere Forscher benötigen, um die Untersuchung nachvollziehen und unter den exakt identischen Bedingungen wiederholen zu können. Dies gelte ebenso sehr für empirische Forschung, wie auch für die dieser zugrunde liegenden Theorien (ebd.).

Es bedarf also mehr als bloß der Form. Es bedarf der Fähigkeit und des Willens, sich selbst und andere immer wieder kritisch zu hinterfragen und ernsthaft und ehrlich herausfinden zu wollen, wie etwas ist, und dieses Ziel keinen anderen Zielen zu opfern. Dies fehle in der Pseudowissenschaft. Problematisch sei dabei vor allem, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Pseudowissenschaft betreiben, häufig selbst betrügen. »The first principle is that you must not fool yourself [...] After you've not fooled yourself, it's easy not to fool other scientists« (ebd.: 12). Um sich nicht selbst zu täuschen,² sei es notwendig, Vorarbeiten anderer zu recherchieren, zu berücksichtigen und diese durch Zitation kenntlich zu machen (ebd.: 13). Es sei notwendig, die Befunde anderer (wie die eigenen) zu prüfen und dieselben nicht, etwa aus Autoritätsgründen, unhinterfragt anzuerkennen und vielleicht sogar unter Anpassung bzw. (Neu-)Ausrichtung eigener Befunde weiter zu verwenden (ebd.: 12). Es sei sinnvoll und erforderlich, Untersuchungen anderer zu wiederholen und sicherzustellen, dass man deren Befunde nachvollziehen und reproduzieren kann, bevor man eigene Untersuchungen beginnt und neue Befunde mit den erstgenannten vergleicht oder verbindet

² Zu den Beispielen des Prinzips »Verzicht auf Selbsttäuschung« gehört auch, die eigene Seele nicht zu verkaufen und sich nicht von wirtschaftlichen und politischen Institutionen benutzen zu lassen (Feynman 1974: 12f.).

(ebd.: 12f.). Es dürfen dabei nur Untersuchungen miteinander in Verbindung gebracht werden, die von der Anlage ihrer Forschungsdesigns her einen Vergleich theoretisch und methodisch rechtfertigen. Prinzipiell gilt bei empirischen Untersuchungen, dass jedes noch so kleine Detail, das einen Einfluss auf die Befunde haben könnte, kontrolliert werden muss, damit man herausfinden kann, was tatsächlich passiert und nicht nur, was man glaubt, das passiert. Hierzu ist es vor allen Dingen erforderlich, vorher zu klären, was man überhaupt herausfinden will und wie die Untersuchung desselben ablaufen soll (Feynman 1974: 13).

Feynman schließt seine Ausführungen mit einem Wunsch für die von ihm adressierten Absolventinnen und Absolventen des Caltech (und für alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler): »So I wish to you [...] the good luck to be somewhere where you are free to maintain the kind of integrity I have described, and where you do not feel forced by a need to maintain your position in the organization, or financial support, or so on, to lose your integrity. May you have that freedom.« (Feynman 1974: 13) Ein Wunsch, dem man sich nur anschließen kann und den man für sich selbst erfüllt sehen möchte.

»Top Ten Soziologie«

In der folgenden Analyse des Beitrags von Jürgen Gerhards zum Thema »Top Ten Soziologie« geht es nicht um eine Infragestellung der wissenschaftlichen Integrität des Autors. Der Beitrag dient hier nur exemplarisch zur Analyse zentraler methodischer Forderungen an empirische Untersuchungen. Dies ist vor allem deshalb von Bedeutung, weil häufig die *methodischen Spezifikationen* nicht weiter thematisiert, sondern nur die *inhaltlichen Schlussfolgerungen* in der Folge rezipiert werden.

Einleitung, Gliederung und Theorie

Gerhards sieht sich der Schwierigkeit gegenüber, eine Auswahl von Texten für ein geplantes, nicht näher spezifiziertes Seminar »Top Ten Soziologie« treffen zu müssen bzw. zu wollen. »Um mich bei der Auswahl [...] nicht auf die eigenen idiosynkratischen Vorlieben zu verlassen, habe ich eine kleine Erhebung unter 32 Kolleginnen und Kollegen gestartet« (Gerhards 2014a:

314). Soweit ist der Text ein informeller Bericht aus der Lehrtätigkeit und ihrer Vorbereitung. In dieser Lesart ist er ein gelungenes didaktisches Instrument, um Studierenden zu veranschaulichen, dass die Auswahl von Theorien und Werken im Studium (und in der Wissenschaft) nicht determiniert ist, sondern nach bestimmten begründungsbedürftigen Auswahlprinzipien erfolgt.

Am Ende der Einleitung verändert sich jedoch der Charakter und aus einer persönlichen Erkundigung, die unbestritten für sich genommen von Interesse ist, wird eine formelle, im Ergebnis anonymisierte »Expertenbefragung« (ebd.: 314f.). Es wird dabei nicht begründet, weshalb diese Methode gewählt wird. Warum sollte beispielsweise keine vergleichende Inhaltsanalyse von Lehrbüchern vorgenommen werden? (siehe Barlösius 2004) Warum sollen, wie sich im Forschungsverlauf offenbart, gleichzeitig zwei Problemstellungen untersucht werden (einerseits ein akademischer Lehrkanon und andererseits soziologische Wissenschafts- bzw. Forschungsparadigmen) und weshalb werden die damit verbundenen Fragstellungen nicht zu Beginn des Artikels als solche geklärt? Folgt man Feynman, wäre es wichtig, das Forschungsdesign einer Studie inhaltlich zu begründen und vorher festzulegen, was die geplante Untersuchung erklären soll. Beides fehlt hier.

Der Beitrag erfüllt der äußeren Form nach die Gliederungskriterien einer empirischen Studie. Es sind Tabellen und Zahlen sowie typische Begriffe einer empirischen Arbeit (wie »Häufigkeiten« und »Nennungen«, »Daten« und deren »Streuung«) enthalten, die als »Befunde« zueinander in Relation gesetzt werden. Eine theoretische Einbettung der Vorgehensweise gibt es hingegen nicht; der Studie liegt keine vorher aufgestellte, explizite Theorie oder Hypothese zugrunde. Dies wird im Fazit auch so resümiert, die »Ausführungen [...] [seien] in erster Linie deskriptiver Natur« (ebd.: 320). Wenn dies der Fall sein soll, ist jedoch zu fragen, was beschrieben werden soll und mit welcher Methode – beides Fragen, die ohne Rekurs auf theoretische Vorüberlegungen schwer beantwortet werden können, selbst wenn man die grundlegendere Frage nach der Möglichkeit reiner, das heißt nicht theoretisch eingebetteter Beobachtung außer Acht lässt. Aufgrund dieser fehlenden Einbettung fällt offenbar auch nicht auf, dass die Methode der Untersuchung so ausgerichtet ist, dass ein Paradigma der Soziologie als Wissenschaft – welches am Ende des hier untersuchten Beitrags in den Befunden als (eher) nicht existent diskutiert wird (ebd.: 317) – schwerlich erfasst werden kann.

Die empirischen Befunde werden erst im Nachhinein mit theoretischem Gehalt und ad hoc Erklärungen aufgeladen, indem in der Darstellung der Ergebnisse nachträglich der Kuhnsche Paradigma-Begriff als (analytische) Kategorie eingeführt und für die Soziologie der Zustand einer »Protowissenschaft« nahegelegt wird. Nun war die Studie aber ursprünglich gar nicht angelegt, ein Paradigma oder eine paradigmatische Wissenschaft im Unterschied zur vor- oder multiparadigmatischen diagnostizieren zu können – ganz gleich, ob es ein Paradigma gibt.³ (Es sei denn, man würde annehmen, dass je eine Person bzw. ein Werk je ein gesamtes Paradigma sei, was den Begriff in gewisser Weise auflösen würde.) Wenn also ein Paradigma auf der angelegten Landebahn hätte landen wollen, wäre diese wahrscheinlich zwischen Bäumen versteckt, mit Irrlichtern ausgestattet und dann auch noch zu kurz gewesen, um eine Landung zu ermöglichen. Und selbst wenn es doch einem Paradigma gelänge zu landen, würde es aus denselben Gründen vermutlich nicht entdeckt werden.

Neben einer theoretischen Einbettung fehlt dem Beitrag auch eine Einbettung in das, was wir über die in Frage stehenden Sachverhalte schon zu wissen glauben; es werden keine Ergebnisse wissenschaftlicher Recherche beschrieben. Es wird beispielsweise weder Eva Barlösius' (2004) international vergleichende, exemplarische Analyse von Lehrbuchklassikern noch die Sammelbesprechung von Andreas Reckwitz (2002) zur Frage eines soziologischen, an bestimmten Paradigmen orientierten Kanons angesprochen. Gerade Lehrbücher bilden nach Thomas S. Kuhn aber die gesicherte Ausgangsbasis für paradigmatische Normalwissenschaften (1976: 34). Kuhn wird zwar genannt, jedoch nicht explizit zitiert (Gerhards 2014a: 317), ebenso fehlt eine Diskussion diesbezüglicher aktueller, fachspezifischer Beiträge (z.B. Gabriel, Gratzl 2008). Ferner hätten internationale Beiträge diskutiert werden können (Skrbis, Germov 2004; Gläser 2004; Thomas, Kulkan 2004). Und die zum Vergleich herangezogene Studie (ISA 1998) tritt erst während der Untersuchung in Erscheinung (Gerhards 2014a: 318).

3 Ähnliches gilt für die Untersuchung von Lenger et al. (2014: 451f., 459).

Forschungsdesign, Methode und Daten

Gerhards dokumentiert ein methodisch mehr oder weniger unkontrolliertes Zusammentragen einer »Sammlung von Fakten« (Kuhn 1976: 30, vgl. Gerhards 2014a: 314f.), aus der sich keine systematisch verallgemeinerbaren, empirischen Schlussfolgerungen ziehen lassen. Wenn wir andere 32 Personen befragen würden, kann es sein, dass dasselbe dabei herauskommt; es kann auch sein, dass etwas völlig anderes herauskommt – und weder das eine noch das andere macht einen großen Unterschied, solange den Untersuchungen kein gemeinsames und eindeutiges Forschungsdesign zugrunde liegt.

Wenn man die hier behandelte Studie reproduzieren wollte (Feynman 1974: 12f.), fehlten dazu zahlreiche Informationen. Beispielsweise ist unbekannt, nach welchem Prinzip die Personen ausgewählt wurden. Sind dies Bekannte oder Freunde des Autors? Personen mit regionaler Nähe? Zufällige Personen, die nach einem bestimmten Prinzip gewählt wurden? Wie ist die geschlechtsspezifische oder altersspezifische Zusammensetzung? Warum sind es (diese, und exakt diese) 32 Personen und nicht (ebenso beliebige) 42 oder 23 andere; warum nicht alle ca. 325 Soziologieprofessorinnen und Soziologieprofessoren in Deutschland? Alle »Kolleginnen und Kollegen« sind »Hochschullehrer/innen«, nicht alle Soziologieprofessorinnen und -professoren (hierauf weist die Formulierung »in aller Regel« hin). Alles, was mitgeteilt wird, ist, dass die ausgesuchten Kolleginnen und Kollegen »auch eine gewisse Reputation im Fach genießen« – dies wiederum klingt nach einem im wissenschaftlichen Diskurs zu Recht sehr kritisch gesehenen Autoritätsargument und nach einer willkürlichen Auswahl, da der Verfasser seine subjektive Einschätzung der »gewisse[n] Reputation« zugrunde legt. Bei der Wiedergabe der Ergebnisse wird dann noch als weiteres Auswahlkriterium »Personen [...], die man selbst [der Autor, N.H.] unterschiedlichen Schulen der Soziologie zuordnen kann« (Gerhards 2014a: 317) eingeführt. Ein solches, nicht zufälliges Auswahlprocedere muss nicht per se schlecht sein, aber es werden damit weitere verdeckte, theoretische Vorannahmen eingeführt, die ein bestimmtes Vor-Bild von der Gesamtheit der Strömungen, der Schulen (oder der Paradigmata?) der Soziologie beinhalten, das nicht geklärt und auch nicht expliziert wird, jedoch mit der Personenauswahl abgebildet werden soll.

Es haben 23 der 32 Personen geantwortet. Es ist nicht klar, ob es durch die unvollständige Teilnahme der ursprünglich Ausgewählten einen bestimmten Bias gibt. Haben zum Beispiel besonders Methodiker bzw. Empiriker (nicht)

geantwortet, Vertreter bestimmter theoretischer Richtungen oder die Nicht-Soziologinnen und -Soziologen? Haben Personen einer bestimmten Altersgruppe eher (nicht) geantwortet? Frauen, Männer? Hat das Antwortverhalten etwas damit zu tun, ob die Personen den Autor kannten? Wurde berücksichtigt, dass die Antworten durch eine gegebenenfalls fehlende Anonymisierung zwischen Forscher und Teilnehmer/in einen Bias haben könnten, weil die Personen das antworten könnten, was sie glauben, dass es der Autor erwarte? Wie lange hat es durchschnittlich gedauert, bis die Personen geantwortet haben? Gab es eine Deadline und wurde noch einmal nachgefragt? Auch hier werden keine Informationen zur Verfügung gestellt, die systematische Probleme ausschließen ließen oder einschätzbar machen würden.⁴

Positiv ist zu erwähnen, dass die Befragungsmail im Sinne der von Feynman (1974: 11) geforderten Transparenz überwiegend im Wortlaut wiedergegeben wird. Ein Auszug: »Hier sollen diejenigen Texte behandelt werden, die sich wirklich lohnen, gelesen zu werden und dies ganz unabhängig von der Frage, zu welcher Theorierichtung der Text gehört bzw. zu welcher Bindestrich-Soziologie er passt.« (Gerhards 2014a: 314f.) Mich würde dieser Satz als Befragte offen gestanden eher verwirren, als dass er zur Klärung der Aufgabenstellung beitrüge:

- Die erste Frage, die aufgrund von »Unsicherheit« bei Befragten vom Autor in seinem Text selbst zur Klärung angesprochen wird (Gerhards 2014a: 315), ist die nach der Medienform *Text*. Sind hier Aufsätze gemeint oder Monographien (Sammelbände)? Der/die Leser/in des Beitrags erfährt, dass alle Textgattungen zugelassen sind. Ob und wie der Autor die Rückfrage den Befragten gegenüber während der Studie aufgeklärt hat, bleibt offen.
- Die zweite Frage ist, was *sich lohnende Texte* sind. Es ist nicht klar, was Befragte darunter verstehen (sollen), weil die Formulierung nicht spezifiziert wird. Um die Textauswahl jedoch sinnvoll interpretieren zu können, muss die Frage so eindeutig formuliert sein, dass sichergestellt ist, dass alle Befragten dieselbe Frage mit derselben Anweisung und derselben Bedeutung verstehen (Feynman 1974: 13), weil sich sonst jeder irgendetwas ausdenken kann.

4 Ähnliche Probleme stellen sich auch bei der Beschreibung der Datenerhebung von Lenger et al. (2014). Beispielsweise macht es potentiell einen Unterschied, ob antwortende Studierende im ersten Semester ihres Studiums sind oder im letzten, im Bachelor- oder im Masterstudium.

- Die dritte Frage ist: Was ist mit *unabhängig von der Frage der Theorierichtung* gemeint? Auch dieser Satzteil kann missverständlich sein. Geht es darum, Texte zu finden, die keine bestimmte Theorierichtung haben bzw. die verständlich sind, auch wenn man keine Ahnung von der bestimmten Theorierichtung hat? Sollen es Texte sein aus einer oder mehreren persönlich favorisierten Theorierichtungen? Ist diese Erläuterung eine spezifische Anforderung an die Texte (und damit eine Einschränkung) oder ist es eine allgemeine Zulassung von allen Texten (und damit eine Erweiterung)?

Der Versuch der Klärung hat hier – zumindest bei mir – wenig zu selbiger beigetragen. Dieses Problem betrifft auch den restlichen Teil des Schreibens. Es bleibt offen, wo das Seminar angesiedelt ist; die lernende Zielgruppe (Anfänger, Fortgeschrittene, Bachelor- oder Master-Studierende, Haupt- oder Nebenfach) sowie die curricularen Lernziele des angestrebten Kurses (allgemeine/spezifische, klassische/moderne Soziologie, Makro/Mikro, Theorie/Empirie?) werden nicht konkretisiert. Die gewünschte Antwort fiel sicherlich leichter, wenn diese Informationen vorhanden wären. Welche Bedeutung hat die Zielgruppe der Studierenden überhaupt? Geht es darum, eine bestimmte Art von Texten und Autoren auszuwählen, die möglicherweise eine einfache Sprache verwenden? Einführungstexte⁵ oder gesellschaftstheoretische Hauptwerke der Soziologie (ungeachtet ihrer Komplexität)? Bei der abschließenden Fragestellung: »Welche Texte würden Sie als die wichtigsten soziologischen Texte identifizieren?« verschwinden die Studierenden schließlich ganz aus dem Fokus (Gerhards 2014a: 315).

Diese begriffliche und inhaltliche Unbestimmtheit der Fragestellung spiegelt sich nicht zuletzt auch in den verwendeten Adjektiven wider. Zuerst wird von den Top-Texten, dann von den lohnenswerten, von den besten und schließlich von den wichtigsten gesprochen. Alle diese verschiedenen Begriffe sind alltagssprachlich und unspezifisch.

Es ist positiv hervorzuheben, dass sich Gerhards nicht auf seine eigenen Vorlieben verlassen möchte (wenngleich er dies bei der Auswahl seiner Untersuchungspersonen doch getan hat). Er lässt jedoch offen, ob die Befragten wiederum eigene Vorlieben artikulieren oder möglichst versuchen sollen,

⁵ Es wurden tatsächlich auch gängige Einführungstexte (jeweils einmal) genannt, wie Nicole Burzan: »Soziale Ungleichheit«, Rainer Geißler: »Die Sozialstruktur Deutschlands«, George Homans: »Was ist Sozialwissenschaft?« oder Sighard Neckel: »Stemstunden der Soziologie« (Gerhards 2014b).

das eigene Denken zu objektivieren, um eine intersubjektiv nachvollziehbare Auswahl anzustreben.

Auch die weiteren, ergänzenden Vorgaben (ebd.: 315) vereinfachen die Aufgabenstellung nicht sehr. Mit der ersten vermeintlichen Spezifikation wird das Auswahlfeld um angrenzende sozial- und geisteswissenschaftliche Fächer erweitert. Nun haben sich die Befragten nicht mehr nur nach unklaren Kriterien zwischen soziologischen Texten zu entscheiden, sie müssen diese auch noch gewichtend mit Texten aus anderen Fächern vergleichen. Eine inhaltliche Definition des Faches Soziologie als Einzelwissenschaft kann es in dieser Lesart kaum geben. Die zweite Spezifikation schließt Klassiker zunächst aus, um sie dann als Ausnahmen, die einmal mehr mit subjektiven Entscheidungen verbunden sind, wieder zuzulassen. Und zuletzt werden die Auswahlmöglichkeiten explizit in alle Richtungen geöffnet, indem restlos alle theoretischen, empirischen, quantitativen und qualitativen Texte erwünscht sind.

Abschließend wird noch die zu Beginn explizit vorgenommene Begrenzung auf die Top Ten zurückgenommen, »es können weniger, aber auch mehr sein« (ebd.). »Manche von denen, die geantwortet haben, haben weniger als zehn Texte angegeben, andere haben die Zahl von zehn Texten leicht überschritten.« (ebd.). Wie viele genau, und welche Konsequenzen hat diese Variation für die Interpretation der Daten? Hierbei wird auch nicht gesagt, ob die Antworten in eine Rangordnung gebracht werden sollen.⁶

Erwähnenswert scheint mir darüber hinaus noch ein blinder Fleck in der Erörterung der Fragestellung zu sein. Es wird versäumt zu klären, ob die Untersuchungsteilnehmerinnen und -teilnehmer das Geschlecht der Autorinnen und Autoren bei der Textauswahl berücksichtigen oder außer Acht lassen sollen. Da der Autor nichts sagt, liegt die Vermutung nahe, dass kein (besonderer) Fokus auf Gleichstellung gelegt werden soll, aber auch hier obliegt es einmal mehr den Befragten, selbst zu entscheiden, wie sie mit dieser Frage verfahren.⁷

6 Auch bleibt offen, ob nur ein Text je genanntem Autor bzw. genannter Autorin zugelassen ist oder mehrere.

7 Die Studie von Lenger et al. (2014: 457) zeigt, dass dieser blinde Fleck kein Einzelfall zu sein scheint. Die Autoren finden, die »eklatante Ausblendung weiblicher Autor*innen« [sic!] durch die Studierenden sei bemerkenswert; dabei haben sie in ihrer zur Bewertung gestellten Auswahl ebenfalls nur eine Frau (Judith Butler) unter 26 Personen aufgeführt. Das Ergebnis ist demnach nicht verwunderlich, sondern vielmehr erwartbar (siehe zum Beispiel auch Barlösius 2004).

Vor dem hier diskutierten methodischen Hintergrund wundert es kaum, wenn die Antworten eine große Streuung aufweisen. Die Rückmeldung von Befragten, dass sie »mit der Frageformulierung nicht zufrieden« waren (ebd.), ist nachvollziehbar. Die gestellte Frage ist zu allgemein(-sprachlich) formuliert und die Erläuterungen tragen zur Verwirrung bei. Sich darauf zu verlassen, dass der andere schon wissen wird, was man meint, mag in alltäglichen sozialen Kontexten mehr oder weniger funktionieren, im wissenschaftlichen Diskurs führt es zu Problemen.

Ergebnisse, Befunde und Schlussfolgerungen

Werfen wir trotz der methodischen Einwände einen Blick auf die Ergebnisse, deren Gehalt hier nicht *in toto* bestritten werden soll.

Beginnen wir mit einer kurzen Randnotiz: In der präsentierten Tabelle werden für die ersten zehn Werke die Plätze 1 bis 10 vergeben (Gerhards 2014a: 316). Tatsächlich gibt es jedoch nur fünf unterschiedliche Ränge, da sich Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns *Konstruktion der Wirklichkeit* und Max Webers *Wirtschaft und Gesellschaft* mit je 6 Nennungen den dritten Rang teilen, Platz 5, 6 und 7 teilen sich mit je 5 Nennungen den Folgerang und für die letzten vier gilt mit je vier Nennungen dasselbe.

Gerhards stellt fest, dass die Nennungen, nach den obigen Klärungen wenig überraschend, eine »sehr hohe Streuung« (ebd.: 317) aufweisen würden. Diese Streuung und eine damit verbundene Personen- und Werkvielfalt könnte dadurch begründet sein, dass die Befragten, möglicherweise in Orientierung an den vielseitigen und breit angelegten Vorgaben, mit Blick auf die Zielgruppe der Studierenden systematisch nach Vielfalt gestrebt und die Werke in Sets aufeinander abgestimmt haben, wie auch der Autor es vermutet (ebd.). Das würde jedoch bedeuten, dass wahrscheinlich nicht unbedingt die absolut als am wichtigsten oder am besten eingeschätzten Werke ungeachtet ihrer Relation zur Konkurrenz angegeben wurden, sondern relationale Sets, das heißt relativ wichtigste oder beste Werke. Für diese Sets wäre dann wiederum zu fragen, ob es überhaupt sinnvoll ist, die darin enthaltenen Werke isoliert voneinander auszuwerten, so wie dies geschehen ist.

Gerhards konstatiert weiter, »einen Kanon von Texten, der als verbindlich erachtet werden kann, gibt es kaum« (ebd.: 317). Aber stimmt das tatsächlich? Glaubt man den Befunden, welche die Nennungshäufigkeiten der Werke wiedergeben, sind sich immerhin 43 Prozent (10 Nennungen) der

Antwortenden einig, dass Pierre Bourdieus »La Distinction« (1979) auf jeden Fall gelesen werden sollte (vgl. Gerhards 2014b). Auch Merton genießt mit »Social Theory and Social Structure« (1949) Ansehen bei den Antwortenden (39 Prozent bzw. 9 Stimmen). Nach Weber, der mit drei Werken bzw. insgesamt 14 personenbezogenen Stimmen (61 Prozent) tatsächlich von der Mehrheit der Antwortenden gewürdigt wird, finden auch Bourdieu, Durkheim und Merton (mit jeweils 11 Personenstimmen) persönlich besondere Anerkennung.⁸ Ihnen folgen mit etwa einem Drittel der personenbezogen ausgewerteten Stimmen Niklas Luhmann (8 Stimmen), Erving Goffman und Mark Granovetter (7) sowie mit immerhin noch etwa einem Viertel Berger, Luckmann (6) und James Coleman (6).⁹ Angesichts der Vielzahl der zur Wahl stehenden Soziologinnen und Soziologen sowie Werke und gerade auch der vom Autor bewusst gewählten Vielfalt der Befragten scheinen diese Werte doch relativ hoch. Oder anders gesagt, wenn jede der 33 Personen, die in Kaeslers »Klassiker der Soziologie« (2006; 2007) besprochen wird, die gleiche zufällige Chance hätte, einmal ausgewählt zu werden, das heißt, wenn jede/r Antwortende zufällig einen dieser 33 Klassiker gezogen hätte, hätten diese bei jeder individuellen »Wahl« eine Chance von 1/33 (oder 0,03) gezogen zu werden. Angesichts der Tatsache, dass die Wahlmöglichkeiten nicht auf 33 Klassiker beschränkt waren, können wir also begründet vermuten, dass die Auswahl wahrscheinlich nicht zufallsverteilt ist, sondern bestimmte Wahlmuster offenbart.¹⁰ Demnach steht die Schlussfolgerung von Lenger et al. (2014: 451), es gebe Anhaltspunkte, die »auf eine verstärkte Kanonisierung der deutschsprachigen Soziologie hin[weisen]« nicht in Widerspruch zu den hier besprochenen Ergebnissen.

Zur Identifikation von möglichen inhaltlichen Gemeinsamkeiten und Mustern wäre eine über Personennamen und Titel hinausgehende vergleichende Analyse der in den Texten behandelten Themen interessant. Beispielsweise behandeln mehrere Werke Kapital(ien)begriffe und zahlreiche Werke beschäftigen sich mit sozialer Ungleichheit bzw. Sozialstruktur (vgl. Gerhards 2014b). Die Schlussfolgerung, die Soziologie sei eine »Protowissenschaft« scheint vor diesem Hintergrund zumindest voreilig.

8 Der überraschende Fakt, dass nur einmal ein Werk von Karl Marx (»Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«) genannt wurde, bleibt im Beitrag unerwähnt.

9 Alle Angaben gelten unter der Bedingung, dass kein/e Befragte/r eine/n Autor/in doppelt genannt hat. Diese Information fehlt bei Gerhards.

10 Alternativ hätte Bourdieu sehr, sehr großes Losglück gehabt.

Insgesamt stellt Gerhards eine »Orientierung an den Klassikern« fest (Gerhards 2014a: 317), verzichtet jedoch auf eine Klärung des Begriffs.¹¹ Dies verwundert meines Erachtens wenig. Bereits Barlösius hat festgehalten, dass »[s]oziologische Klassiker [...] erstaunlich unumstritten [sind]« (2004: 530). Ein Grund hierfür lässt sich sicherlich im Angleichungsprozess des institutionellen Isomorphismus ausmachen (DiMaggio, Powell 1983), da die Mitglieder der Untersuchungsgruppe schon länger im soziologischen Wissenschaftsfeld tätig sind, dort ausgebildet und selektiert wurden. Barlösius beschreibt dieses Phänomen im Anschluss an Bourdieu:

»Mit dem Konzept des wissenschaftlichen Habitus kann die hohe Übereinstimmung bei der Auswahl, der Darstellungsweise und den Abgrenzungskriterien der Klassiker erklärt werden, die in deutlichem Kontrast zu der stets wiederholten Feststellung steht, dass die Soziologie kaum zu verbindlichen Festlegungen fähig sei.« (Barlösius 2004: 533).¹²

Vor dem Hintergrund der Zielgruppe der Studierenden ist eine Klassikerorientierung nicht erstaunlich, da diese oft als »Beispiele für gute Soziologie« (Sutherland, zit. n. Barlösius 2004: 533) betrachtet werden. Auch scheint diese Konformität logisch, wenn man berücksichtigt, dass es in der Lehrperspektive sinnvoll ist, Werke zu empfehlen, die man (gut) kennt, die bereits in der Disziplin etabliert sind und zu denen es leicht zugängliche Einführungsliteratur gibt. Mit anderen Worten, die Lektüre dieser Vordenker »fordert dazu auf, seltener der unbedarften Neigung nachzugeben, permanent Neues und Unerforschtes entdecken, aktualisierte Gegenwartsdiagnosen verfassen oder noch ungedachte Theorien entwerfen zu wollen« (Barlösius 2004: 534).

Die Befragten mussten zudem nicht spontan und direkt antworten, sondern konnten recherchieren. Bei Bedarf konnten sie sich also einen Über-

11 Ist Bourdieu ein Klassiker, ein moderner Klassiker, ein Gegenwartsdiagnostiker oder schlicht der berühmteste, weil meistzitierte Soziologe des ausgehenden 20. Jahrhunderts? Wer ist ein Klassiker, eine Klassikerin und warum?

12 Dies mag womöglich auch ein Grund dafür sein, dass die Frage nach einer möglicherweise geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Nennungshäufigkeit von Soziologinnen und Soziologen sowie deren Werken ebenfalls nicht thematisiert wird. Ein solcher Unterschied existiert jedoch offenbar, denn unter den 23 höchstgerankten Personenpositionen und den 18 meist genannten Werken findet sich kein Text von einer Soziologin (vgl. Gerhards 2014b). Überhaupt werden nur drei Frauen, davon zwei mit Professuren in Harvard, mit je zwei Nennungen häufiger als einmal genannt. Nach wie vor scheint eine deutliche Orientierung an Autoren zu bestehen.

blick darüber verschaffen, was als objektivierbare und von anderen wahrscheinlich geteilte Antwort anerkannt werden würde. Ein Hinweis hierfür findet sich in der Anmerkung des Autors, dass einer der Teilnehmer die Studie der International Sociological Association (ISA) erwähnte. Dies legt nahe, dass sich die Antwortenden an der genannten Studie, an gängiger Einführungsliteratur und/oder anderen leitenden Informationen orientiert haben (können).¹³ Dies wäre auch nicht weiter schlimm, im Gegenteil, aber es stellt die Ergebnisse der Erhebung in ein anderes Licht.

Und schließlich ist es kein Geheimnis, dass ein Großteil der älteren Werke durch Prozesse der Selektion (des Erinnerns und Vergessens) über die Zeit aus dem Blickfeld verschwinden, so dass deren Auswahlpool (gefühl) kleiner wird, während die Vielfalt der jüngeren Werke eine viel größere Auswahl bietet, für die es noch keine »gesicherten« Bewertungen gibt. Die vortragene Schlussfolgerung ist auch hier interessant. Gerhards fragt, »welches die Relevanz der ungeheuren Vielzahl und exponentiell gewachsenen Anzahl an Büchern und Aufsätzen aus jüngeren Jahren ist. Offensichtlich wird dieser breite Korpus an Texten als weniger relevant erachtet« (Gerhards 2014a: 318). Hier kann man auf der Basis der (teilweise) veröffentlichten Daten (siehe Gerhards 2014b) durchaus auch zu anderen Schlussfolgerungen kommen.

Angesichts der veranschaulichten Überlegung, dass vermutlich relationale Sets abgegeben wurden, und unter der Voraussetzung, dass sich das Antwortverhalten der Personen nicht grundsätzlich systematisch unterscheidet,¹⁴ ist gut denkbar, dass je Set ein Teil der Texte nach objektivierten Maßstäben – sozusagen als *safe choice* – und ein kleinerer Teil nach eigenen aktuellen und subjektiven Vorlieben – als *risk choice* – ausgesucht wurde. Für diesen (vermutlich moderneren) Teil könnte man annehmen, dass es, angesichts der angesprochenen Fülle an Literatur, eine deutlich größere Streuung gibt und dieser folglich insgesamt niedrigere Häufigkeiten aufweist. Wenn man unterstellt, dass die einzelnen Personen bei ihren Sets kein internes Ranking eingebaut haben, sondern ihre Literaturnennungen als gleichwertig

13 Die große Übereinstimmung zwischen den von Studierenden genannten Soziologinnen und Soziologen mit den von Lenger et al. 2014 aus gängigen Lehrbüchern entnommenen und zur Bewertung gestellten Soziologen und Judith Butler legt für diese Studie die ähnliche Vermutung nahe, dass die Studierenden sich an denselben in der Grundlagenlehre verwendeten Standardwerken orientiert haben könnten wie Lenger, Rieder und Schneickert.

14 Ein systematischer Unterschied könnte sein, dass eine Person nur Klassiker nennt, während eine andere Person nur junge Autorinnen und Autoren nennt.

betrachten, dann stehen die Texte, die seltener, das heißt von weniger Personen genannt werden, zwar für die Gesamtauswertung im Ranking weiter hinten, innerhalb jedes einzelnen Sets wären diese Texte jedoch als gleichrangig zu betrachten. Insofern ist zwar, wie gesagt, nicht zu erwarten, dass die modernen Texte auf die vorderen Ränge kommen, nicht zuletzt auch aufgrund der unterschiedlichen Hintergründe der Teilnehmerinnen und Teilnehmer; zugleich bedeutet dies aber auch, dass die hinteren Ränge gleichermaßen ausgewertet werden müssen, um Aussagen über die individuelle (klassische oder moderne) Orientierung treffen zu können. Zur Veranschaulichung habe ich exemplarisch jene 89 Literaturangaben mit nur einer Nennung nach ihrer Zuordnung zu Jahrzehnten ergänzend ausgewertet:

Tab. 1: Auswertung der Personen mit nur einem Werk und nur einer Nennung.

Jahre	Alle Texte (89)	Anteil an allen Texten in %	Anzahl Artikel (31 von 89)	Anteil der Artikel an allen Texten in %	Anteil an allen Artikeln in %
bis 1920	3	3,4%		0,0%	0,0%
1921–1930	1	1,1%		0,0%	0,0%
1931–1940	1	1,1%		0,0%	0,0%
1941–1950	1	1,1%	1	1,1%	3,2%
1951–1960	4	4,5%	1	1,1%	3,2%
1961–1970	5	5,6%	1	1,1%	3,2%
1971–1980	13	14,6%	4	4,5%	12,9%
1981–1990	12	13,5%	3	3,4%	9,7%
1991–2000	22	24,7%	8	9,0%	25,8%
2001–2010	25	28,1%	13	14,6%	41,9%
2011–2014	2	2,2%		0,0%	0,0%
Summe	89	100,0%	31	34,8%	100,0%

Quelle: Gerbards 2014b; eigene Erhebung der Erstveröffentlichungsjahre, eigene Berechnung und Darstellung

Das Ergebnis zeigt, dass die Antwortenden dort, wo sie von der angenommenen klassischen Lehrmeinung abweichen, deutlich jüngere Texte ausgewählt haben und dass es sich bei diesen zu etwa einem Drittel (34,8 Prozent) um Zeitschriftenaufsätze handelt. Von den 89 Werken sind 71 genauso alt wie oder jünger als das jüngste von Gerhards (2014a: 316f.) angeführte Werk der Top Ten aus dem Jahr 1973. Nur 15 wurden vor 1971 veröffentlicht. Die vermeintliche allgemeine Klassikerorientierung kann demnach gerade nicht in der vom Autor reklamierten Eindeutigkeit bestätigt werden. Es ist vielmehr zwischen einer untersuchten kollektiven Klassikerorientierung (mit der nach wie vor offenen Frage, was ein Klassiker ist) und einer noch intensiver zu untersuchenden individuellen, gegebenenfalls moderneren Orientierung zu unterscheiden.

Fassen wir bis hierhin zusammen. Es wird zu Beginn kein, über die Erhebung von ad hoc Fakten aus praktischen Motiven hinausgehendes Erkenntnisinteresse dargelegt. Der Forschungsstand wird nicht berichtet, der Untersuchung liegen keine explizit gemachten Theorien zugrunde, dementsprechend können auch keine Hypothesen aufgestellt oder gar geprüft werden. Die Zielsetzung der Untersuchung ändert sich im Verlauf der Studie, die Methodik bleibt unbegründet, die Begrifflichkeit ist weitgehend alltagssprachlich und es finden sich keine ausreichend spezifizierenden Operationalisierungen; weder wird theoretisch die Auswahl der Untersuchten begründet noch die Begrifflichkeit geklärt. Der Argumentation liegen versteckte Prämissen und implizite Definitionen zugrunde. Beim Bericht der Ergebnisse werden unbekannte, aber relevante Aspekte des Forschungsdesigns offenbar und die Befunde werden nachträglich mit einer ad hoc Theorie verbunden. Die Darstellung der Befunde ist zudem unvollständig. Es wird zwar kein analytischer Anspruch erhoben, dennoch werden Schlüsse nahegelegt. Zuletzt werden die Befunde und Aussagen relativiert, gleichzeitig jedoch als Grundlage für weitere Forschung empfohlen – und diese werden dann in der Folge auch von anderen Autoren weitgehend ohne Hinterfragung des methodischen Vorgehens und damit eher unkritisch weiterverwendet (vgl. Lenger et al. 2014).

Vergleichbarkeit der Befunde

Diskutieren wir der Vollständigkeit halber die Vergleichbarkeit der Befunde. Auch diesmal bleibt eine Auseinandersetzung mit existierenden Interpretationen der zu Vergleichszwecken herangezogenen ISA-Studie aus (vgl. Fleck 2000: 38f.). Zu Beginn werden verschiedene Gründe angeführt, weswegen die Studie nicht mit der erwähnten Studie »Books of the Century« (ISA 1998) vergleichbar ist, um dann zu schlussfolgern, dass sich die Ergebnisse »[t]rotz der Unterschiede [...] mit den Befunden der eigenen kleinen Umfrage zumindest partiell vergleichen« ließen (Gerhards 2014a: 319). Es bleibt offen, worin diese partielle Vergleichbarkeit liegen könnte.

Die ISA weist für ihre Studie, in der nach den fünf wichtigsten Büchern des Jahrhunderts gefragt wurde, eine Gesamtteilnehmerzahl von 455 (von 2.785) Mitgliedern bei 126 teilnehmenden Frauen und 329 Männern aus.¹⁵ Die Auswertung wird je getrennt einmal nach genannten Personen und einmal nach Büchern ausgegeben. Eine zweite Auswertung der Antworten ist (wenn auch unvollständig) nach Altersgruppen dargestellt. Hier sind die Ergebnisse in drei Gruppen unterteilt: 136 Befragte waren jünger als 45 Jahre, 199 zwischen 45 und 55 sowie 120 älter als 55 Jahre (ISA 1998).

Nach Gerhards haben alle von ihm befragten Personen eine Professur inne und weisen Berufserfahrung auf (Gerhards 2014a: 315), so dass bei einem Berufungsalter von um die 43 Jahre (Hillmert 2003) der Ausschluss der unter 45-Jährigen eine sinnvolle Maßnahme gewesen wäre. Statt nun aber diese Altersgruppe aus dem Vergleich auszunehmen, wurden die allgemeinen Befunde der »Books of the Century« gewählt und damit 136 zu junge Personen (30 Prozent) einbezogen (Gerhards 2014a: 319). Zusätzlich zu der ohnehin eigentlich schon nicht vorhandenen Vergleichbarkeit wurde demnach auf eine mögliche Korrektur der Ergebnisse zur Verbesserung der Vergleichbarkeit verzichtet.

15 Auch in der Veröffentlichung dieser Studie (ISA 1998) gibt es Lücken bzw. unbekannte Aspekte, mit denen wir uns hier nicht näher beschäftigen können. Zum Beispiel wird nicht ausgewiesen, wie viele Frauen und Männer Mitglied der ISA sind; es wird die Sprache abgefragt, in welcher Soziologie studiert wurde (inklusive Mehrfachnennungen), aber es wird nicht erörtert, wie hoch der Anteil der ISA-Mitglieder aus den jeweiligen Ländern ist oder wie viele Soziologinnen und Soziologen es ungefähr in den jeweiligen Ländern gibt. Dadurch bleibt offen, ob bestimmte Gruppen überrepräsentiert sind. Auch gibt es keine Auswertung nach Ländern, die für die Identifikation nationaler Unterschiede von Interesse wäre.

Der Autor zeigt sich beeindruckt von der Übereinstimmung von sechs Titeln seiner eigenen Top Ten-Liste (Gerhards 2014a: 316, 319) mit der allgemeinen »Books of the Century«-Top-Ten-Liste (»BotC-10«) aller 455 ISA-Voters. Auch beim Vergleich der »BotC-10«-Liste der 319 ISA-Voters, die älter als 45 Jahre sind (siehe Tabelle 2), mit den Befunden der Gerhards-Untersuchung gibt es sechs Übereinstimmungen.¹⁶ Es gibt also einen gewissen Zusammenhang zwischen diesen Listen. Aber bestätigt diese Ähnlichkeit auch eine »partielle« Vergleichbarkeit? Nein, sie zeigt nur, dass auch Befunde, die methodisch nicht im engeren Sinne vergleichbar sind, ähnlich aussehen können. Es ist dabei durchaus plausibel, dass die Listen einen gemeinsamen inhaltlichen Kern haben, da auch der internationale Vergleich der in Lehrbüchern behandelten Klassikerinnen und Klassiker gezeigt hat, dass es ein hohes Maß an internationaler Übereinstimmung gibt (Barlösius 2004). Wir wissen jetzt, dass es bei einer Befragung zu den fünf wichtigsten Büchern des 20. Jahrhunderts und bei einer Befragung zu den zehn wichtigsten Werken für die soziologische Lehre – erwartbar, aber nicht selbstverständlich – zu Übereinstimmungen bei den Nennungen kommt (bzw. kommen kann) und dass bei beiden Fragestellungen (zumindest auf den vorderen Rängen) ähnliche Auswahlkriterien angelegt zu werden scheinen. Der nun vermeintlich naheliegende Schluss jedoch, dass durch diesen Vergleich mit einer größeren (aber im Detail anders angelegten) Untersuchung eine Verallgemeinerung bzw. Bestätigung der Ergebnisse von Gerhards' kleinerer Befragung möglich würde, ist hiermit nicht begründbar. Denn selbst wenn die Listen grundsätzlich verschieden wären,¹⁷ würde sich an der Frage der Verallgemeinerbarkeit der Befunde von Gerhards nichts ändern, solange sich die Fragestellungen und die Forschungsdesigns unterscheiden.

16 Vergleicht man alle drei Listen – Gerhards' Top Ten, »BotC-10« (alle) und »BotC-10« (älter als 45) –, sind fünf Werke bzw. vier Autoren (Berger & Luckmann, Bourdieu, Merton und Weber) übergreifend identisch. In den beiden ISA-Listen stimmen sieben Werke bzw. sechs Personen überein (Weber jeweils mit zwei Werken).

17 Es wäre durchaus denkbar, dass in der Lehre (z.B. Einführungsliteratur) und in Bezug auf die Evergreens des Faches (z.B. hochkomplexe Theoriegebäude) ganz unterschiedliche Werke als zentral erachtet werden.

Tab. 2: Most voted »Books of the Century«. Voters older than 45 years*

Rang	Name	Werk	Nennungen
1	Weber, Max	Economy and Society	61
2	Merton, Robert K.	Social Theory and Social Structure	42
3	Weber, Max	The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism	35
	Mills, C. Wright	The Sociological Imagination	35
5	Bourdieu, Pierre	Distinction: A Social Critique of the Judgment of Taste	20
6	Berger, P.L. & Luckmann, T.	Social Construction of Reality	19
7	Mead, George Herbert	Mind, Self and Society	18
	Parsons, Talcott	The Structure of Social Action	18
9	Durkheim, Emile	The Elementary Forms of Religious Life	15
10	Giddens, Anthony	The Constitution of Society	10
	Wallerstein, Immanuel	The Modern World-System	10

Datenquelle: ISA 1998; eigene Berechnungen und Darstellung

* Number of voters 319. Age Groups »45–55 years old« (number of voters = 199) and »More than 55 years old« (number of voters = 120). Anzahl der Votes pro Voter = 5 Books; Einschränkung: die Daten sind in der Quelle unvollständig ausgegeben, nur die Top Ten bzw. Top 13 wurden veröffentlicht.

Ungeachtet der Vergleichbarkeitsfrage ist nicht nachvollziehbar, weshalb der Autor die Übereinstimmungen der Listen nicht zum Anlass nimmt, seine Schlussfolgerung bezüglich der Protowissenschaft noch einmal kritisch zu reflektieren. Zudem stellt sich nicht zuletzt auch die Frage, ob die ISA-Studie (und andere Quellen) die vom Autor befragten Untersuchungspersonen in deren Auswahl beeinflussen haben könnte, und entsprechend zu prüfen wäre, ob die Zusammenhänge dadurch begründet sind, dass die Existenz der einen Daten die Produktion der anderen Daten beeinflusst hat.

Diskussion und Ausblick

Zum Ende seines Beitrags schränkt Gerhards – im Sinne von Feynman (1974: 11) – bei der Interpretation der Befunde ein, dass sich die

»ursprüngliche Intention, Aufschluss über den Kanon der zehn wichtigsten soziologischen Texte zu erhalten, [...] durch die Ergebnisse der kleinen Befragung nur partiell [habe] realisieren [lassen], weil die Nennungen der Texte und Autoren zu wenig zentriert und die Streuung zu hoch ist« (Gerhards 2014a: 320).

Allerdings ließe sich, selbst wenn die Befunde stark zentriert und die Streuung gering gewesen wären, auch kein anderes Ergebnis berichten. Dies liegt daran, dass die Befunde, egal, ob sie einheitlich oder uneinheitlich ausfallen, keinen empirischen Aussagegehalt haben, der über »32 nach nicht veröffentlichtem Procedere ausgewählte Personen haben Texte nach unklaren Kriterien ausgewählt« hinausgeht. Das ist für die Befragten schade, die sich mit Mühe und Hilfsbereitschaft an der Umfrage beteiligt haben, aber auch für die Studierenden, für die Gerhards eine fundierte Seminargrundlage schaffen wollte, und nicht zuletzt auch für den Autor selbst, dessen gute Absicht nicht bestritten wird.

Die Befunde von Barlösius (2004: 528f.) zeigen, dass außer Berger und Luckmann, Granovetter und dem Wirtschaftswissenschaftler Mancur Olson alle in Gerhards' Top-Ten genannten Autoren in den untersuchten deutschen, französischen und amerikanischen Lehrbüchern behandelt werden.¹⁸ Hiermit verbunden stellt sich nun unweigerlich die Frage, welchen Erkenntniswert die »Ergebnisse der kleinen Umfrage« (Gerhards 2014a: 321) haben. Was ist das »something else [...] in addition« (Feynman 1974: 11), das über die Bestätigung des Altbekanntes hinausgehen könnte?

In der Darstellung der Ergebnisse bleiben die potentiell interessantesten Aspekte leider unbeleuchtet: die zahlreichen modernen Texte bis Rang 124 oder Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Themen, Theorien und Grundbegriffen der genannten Werke. Auch die einzelnen Set-Zusammenstellungen wurden nicht analysiert. So blieb zum Beispiel die hier vermutete individuelle Orientierung von Befragten an moderneren Texten unentdeckt. Aussagen über Paradigmen sind auf Basis des bisherigen Forschungsdesigns und der bisherigen Auswertungen schwer möglich. Die nach wie vor existierende Männerorientierung wurde nicht thematisiert.

¹⁸ Teilausnahmen: Norbert Elias wird nicht in den französischen Lehrbüchern genannt, James Coleman nicht in den untersuchten deutschen (Barlösius 2004: 528f.).

Die weitgehende Abwesenheit marxistischer sowie kritischer Theorietraditionen wurde nicht problematisiert.

Was bleibt, sind sinnvolle offene Fragen zur Entwicklung soziologischer Paradigmata (und durchaus damit zusammenhängend zur Ausgestaltung grundlegender Lehrinhalte), denen theoretisch und empirisch weiter nachgegangen und die, ganz in Übereinstimmung mit Gerhards, in der Tat weiter diskutiert werden sollten. Abschließend ist zu fragen, ob Nennungshäufigkeiten, die uns zweifelsohne einen deskriptiven Hinweis auf die empirische Verbreitung des (Lebens-)Werks eines Autors oder einer Autorin geben können, (und damit verbundene Mehrheitsmeinungen) tatsächlich auch als ein sinnvoller Indikator zur Bestimmung der Güte von Theorien und Werken fungieren und ein guter Ratgeber für die Bestimmung eines Lehrkanons sein können.

Gemäß des hier zugrunde gelegten Feynmanschen Anspruchs an Wissenschaft sei an dieser Stelle auch Selbstkritik geäußert: In diesem Beitrag übe ich Kritik, biete selbst aber kein eigenes Forschungsprogramm und keine selber erhobenen Daten an. Positiv festzuhalten scheint mir dennoch, dass die öffentlich zur Verfügung stehenden Daten erweiternd ausgewertet, die berichteten Befunde und Schlussfolgerungen korrigierend ergänzt und damit verbundene grundlegende Problemstellungen der wissenschaftlichen Vorgehensweise sowie spezifische Probleme bezüglich der Analyse von Paradigmen thematisiert werden konnten.

Wenn man heute im Internet nach den Begriffen »Soziologie Top Ten Werke« sucht, rangiert der hier diskutierte Beitrag an erster Stelle und wird deshalb vermutlich von vielen Studierenden bei ihren Recherchen entdeckt und gegebenenfalls auch verwendet. Es ist richtig, »als Inspirationsquelle« (Gerhards 2014a: 320) ist er sicherlich anregend, aber es wäre wünschenswert, wenn er auch als Forschungsbeitrag einen aussagekräftigeren Erkenntniswert bereitstellen könnte. Denn wir wollen doch alle, dass die Flugzeuge landen.

Literatur

- Barlösius, E. 2004: »Klassiker im Goldrahmen« – Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker. *Leviathan*, 32. Jg., Heft 4, 514–542.
- DiMaggio, P. J., Powell, W. W. 1983: The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields. *American Sociological Review*, 48. Jg., Heft 2, 147–160.
- Feynman, R. P. 1974: Cargo Cult Science. Some remarks on science, pseudoscience, and learning how to not fool yourself. Caltech's 1974 commencement address. *Engineering and Science*, 37. Jg., Heft 7, 10–13.
- Fleck, C. 2000: Auf der Suche nach Anomalien, Devianz und Anomie in der Soziologie. In C. Fleck (Hg.), *Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften*, Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderband 5, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 13–51.
- Gabriel, M., Gratzl, N. 2008: Paradigmen in der Soziologie – Explikation, Unterscheidungen und Unterschiede. In A. Balog, J. A. Schüle (Hg.), *Soziologie, eine multiparadigmatische Wissenschaft*. Wiesbaden: VS, 81–104.
- Gerhards, J. 2014a: Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? *Soziologie*, 43. Jg., Heft 3, 313–321.
- Gerhards, J. 2014b: Anhang zum Artikel von Jürgen Gerhards: Top Ten Soziologie. http://www.polsoz.fu-berlin.de/soziologie/arbeitsbereiche/makrosoziologie/mitarbeiter/lehrstuhlinhaber/juergen_gerhards.html
- Gläser, J. 2004: Why are the Most Influential Books in Australian Sociology not Necessarily the Most Highly Cited Ones? *Journal of Sociology*, 40. Jg., Heft 3, 261–282.
- Hillmert, S. 2003: Altersstruktur und Karrierewege der Professorinnen und Professoren in der deutschen Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55. Jg., Heft 1, 116–135.
- International Sociological Association (ISA) 1998: Books of the century. <http://www.isa-sociology.org/books/> (letzter Aufruf 19. Juli 2014).
- Kaesler, D. (Hg.) 2006: *Klassiker der Soziologie. Band I: von Auguste Comte bis Alfred Schütz*. München: C.H. Beck.
- Kaesler, D. (Hg.) 2007: *Klassiker der Soziologie. Band II: Von Talcott Parsons bis Anthony Giddens*. München: C.H. Beck.
- Kuhn, T. S. 1976: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lenger, A., Rieder, T., Schneickert, C. 2014: Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. Welche Autor*innen Soziologiestudierende tatsächlich lesen. *Soziologie*, 43. Jg., Heft 4, 450–467.
- Merton, R. K. 1938: Science and the Social Order. In R. K. Merton, *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 254–266.

-
- Merton, R. K. 1942: The Normative Structure of Science. In R. K. Merton, *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 267–278.
- Merton, R. K. 1973: *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Edited and with an Introduction by N. W. Storer. Chicago and London: The University of Chicago Press.
- Reckwitz, A. 2002: Der soziologische »Kanon: Disziplinierung oder Grenzüberschreitung. Sammelbesprechung. *Soziologische Revue*, 25. Jg., Heft 3, 247–257.
- Skrbis, Z., Germov, J. 2004: The most influential books in Australian sociology (MIBAS), 1963–2003. *Journal of Sociology*, 40. Jg., Heft 3, 283–303.
- Thomas, J. E., Kulkan, A. 2004: »Why Don't I Know About These Women?«: The Integration of Early Women Sociologists in Classical Theory Courses. *Teaching Sociology*, 32. Jg., Heft 3, 252–263.